

JÜRGEN JOACHIMSTHALER

Opole

Zwischen Referentialität und „Sinn“. Paul Celans Lyrik als eine Art experimenteller Linguistik

*Welches der Worte du sprichst -
du dankst
dem Verderben}*

Dass Sprache zumindest innerhalb sozialer Systeme mehr sein kann und häufig ist als nur ein System arbiträrer Zeichen, dass sie dort gerade dann mehr ist, wenn sie von ihren Benutzern so behandelt wird, als handle es sich bei ihren Bestandteilen, den Worten, um Entitäten, die in ihrer Substanz mit der des von ihnen Bezeichneten identisch seien, - dass dort also eine nicht-arbiträre Substantialität von Sprache gerade dadurch wirklich entstehen kann und muss, dass Bezeichnungen als wesenhaftes, dessen Identität sicherndes Element des von ihnen Bezeichneten betrachtet werden, dies mussten während des Dritten Reiches all jene Menschen erfahren, die von den Vertretern des NS-Regimes unter der Bezeichnung *<NS>Jude*² zusammengefaßt und dann der in dieser Bezeichnungswahl bereits implizierten mörderischen Gewalt ausgeliefert wurden. Mag auch die von politischer (und gesellschaftlicher) Macht geschaffene Identität von Bezeichnung und Bezeichnetem eine künstliche ohne realen Wirklichkeitsgehalt sein, in der Sphäre sozialer Kommunikation, die sich autopoietisch auf sich selbst bezieht und im wesentlichen aus der Kommunikation über die Kommunikation (über die Kommunikation usw.) besteht³, also aus Benennungen und deren Verwaltung, ohne dass das Benannte sich seiner (wiewohl arbiträren!) Be-

¹ Paul Celan: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*. Frankfurt/M. 1986, Bd. 1, S. 129.

² Um Mißverständnisse zu vermeiden, markiere ich „*<NS>Jude*“ besonders als ein von Vorurteilen und falschen Vorstellungen besetztes nationalsozialistisches Wort, das nichts zu tun hat mit der Bezeichnung „Jude“ für Menschen, die sich aufgrund ihrer Herkunft, ihres Glaubens und/oder ihrer Tradition selbst als „Juden“ bezeichnen würden und als den (selbstdefinierten!) Inhalt dieses Wortes eben diese Herkunft, diesen Glauben oder diese Tradition angeben würden, mit Sicherheit aber nicht das, was die Nationalsozialisten mit derselben Bezeichnung verbanden.

³ Vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M. 1987.

nennung gegenüber als von ihr unabhängiges „Anderes“ durchzusetzen vermöchte, ist die Benennung als der einzige soziale Zugang zum Benannten zwangsläufig auch dessen unabweisliches soziales Schicksal: Identitätszwang.

Dagegen aufzubegehren und dabei nicht nur gegen die Berechtigung einzelner Benennungen, sondern ganz grundsätzlich gegen die aller Benennungsvorgänge Einspruch einzulegen, gehört zu den wichtigsten Antrieben in Paul Celans Lyrik und steht in ursächlichem Zusammenhang mit seiner Auseinandersetzung mit dem Holocaust, die für den deutschsprachigen Lyriker Celan zwangsläufig immer auch eine Auseinandersetzung mit der Sprache des Tätervolkes war⁴:

Sie tragen die Schuld ab, die ihren Ursprung beseelte,
sie tragen sie ab an ein Wort,
das zu Unrecht besteht⁵.

Indem an ein Wort, „das zu Unrecht besteht“, eine demzufolge auch „zu Unrecht“ bestehende, vom „Ursprung“ herkommende „Schuld“, eine Art Erbsünde also, abgetragen wird, ist dieses Wort (und sind seine Verwender) schuld daran, dass Unschuldige schuldlos eine nicht von ihnen zu verantwortende (möglicherweise gar nicht existierende) „Schuld“ büßen müssen; das hier gemeinte und von Celan als Bezeichnung für sich selbst zumindest in den Fällen strikt abgelehnte Wort „Jude“, in denen es von Nicht-Juden auf ihn angewandt wurde⁶, ist das typische Beispiel eines diskriminierenden Wortes, das die von ihm Bezeichneten monosem auf die Bedeutung _{<NS>}Jude verkürzte, die „zu Unrecht besteht“. Die Referentialität arbiträrer Zeichen schafft also die substanzialisierte Illusion einer - Identität zwischen Bezeichnung und Bezeichneten stiftenden - Bedeutung, aufgrund derer in letzter Konsequenz nicht mehr das Zeichen das Bezeichnete bedeutet, sondern dass das Bezeichnete die Bedeutung des Zeichens zu bedeuten hat.

Die Arbitrarität der Zeichen ist mithin überhaupt erst die Voraussetzung dafür, dass dem Bezeichneten mit Hilfe der Bezeichnung eine Bedeutung konfundiert werden kann, die mit dem Bezeichneten nun oft wirklich gar nichts mehr zu tun hat. Umgekehrt ermöglicht es erst (und gerade) das Bewußtsein dieser Arbitrarität, die Verbindung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem als willkürlich zu erkennen und damit aufzulösen, den „Blick von der Sache [zu] wenden gegen ihr Zeichen hin“⁷.

⁴ George Steiner: Aus Worten nicht Wörtern. In: *Jahrbuch der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* 1983, H. 2, S. 26-37.

⁵ Celan, *Werke* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 125.

⁶ Da weder Celan noch seine Gesprächspartner explizit zwischen „Jude“ und „_{<NS>}Jude“ unterschieden, war die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass, wer „Jude“ sagte, damit „_{<NS>}Jude“ meinte. Vgl. dazu etwa Christoph Schwerin: „Bitterer Brunnen des Herzens“. Erinnerungen an Paul Celan. In: *Der Monat* 279 (1981), S. 73-81; hier S. 75f.

⁷ Adelheid Rexheuser: „Den Blick von der Sache wenden gegen ihr Zeichen hin“. Jean Pauls „Streckverse“ und „Träume“ und die Lyrik Paul Celans. In: Dietlind Meinecke (Hrsg.): *Über Paul Celan*. Frankfurt/M. ²1973, S. 174-193.

Celans Sprachverständnis wurde wesentlich gespeist von den entsprechenden Theorien Saussures, von welchem die strukturalen Grundlagen stammen⁸, Heideggers, von dem die negative Bewertung der „normalen“ Alltagssprache stammt, und Adornos, der großen Einfluß auf Celans utopisches Gegenkonzept hatte. Von Heidegger übernahm Celan die Einsicht in die Konsequenzen eines aus arbiträren Zeichen bestehenden Sprachsystems, in dem das Gesprochene sich völlig vom Besprochenen löst:

Gemäß der durchschnittlichen Verständlichkeit, die in der beim Sichausprechen gesprochenen Sprache schon liegt, kann die mitgeteilte Rede weitgehend verstanden werden, ohne dass sich der Hörende in ein ursprünglich verstehendes Sein zum Worüber der Rede bringt. Man versteht nicht so sehr das beredete Seiende, sondern man hört schon nur auf das Geredete als solches.⁹

Dieses „Geredete“, also das sich selbst unabhängig vom Beredeten reproduzierende System der Zeichen, verselbständigt sich vom angeblich besprochenen Redeanlaß: „Das Gerede ist die Möglichkeit, alles zu verstehen, ohne vorgängige Zueignung der Sache.“¹⁰ Die Sache wird so ersetzt durch das „Gerede“ über sie, der jüdische oder der als Jüdisch“ bezeichnete Mensch durch den „<NS>Juden“. So wird Sprache zur Form der Gewalt.

In letzter Konsequenz bestimmt das „Gerede“ dann nicht nur über das Beredete, sondern auch über die Redenden, reden diese doch häufig genug - und auch dann nicht selten im Modus des „Geredes“ - über sich selbst, genauer: reden in das „Gerede“ die arbiträren Zeichen ein, mit denen sie selbst in und von der Zeichenwelt des „Geredes“ bezeichnet werden - und reden sie so, sie selbst gebrauchend, auch in sich selbst hinein, bis sie selbst, ihre Bezeichnung bedeutend, völlig ins „Gerede“ hineingeredet sind, arbiträre Zeichen in einer Welt arbiträrer Zeichen. Das Ergebnis bezeichnete Celan als „Genicht“:

das bunte Gerede des An-
erlebten - das hundert-
züngige Mein-gedicht,
das Genicht.¹¹

Dem anonymen „Gerede“ setzt Celan nun das individualisierte „sprechen“ entgegen¹², das sich (und den in ihm sich als Sprechenden konstituierenden Spre-

⁸Vgl. dazu v.a. Winfried Menninghaus: *Paul Celan. Magie der Form*. Frankfurt/M. 1980 (zu Saussure vgl. S. 24).

⁹Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Tübingen ¹⁵1984. S. 168.

¹⁰Ebd., S. 169.

¹¹Celan, *Werke* (wie Anm. 1) Bd. 2, S. 31.

¹²Vgl. dazu auch: Philippe Lacoue-Labarthe: *Katastrophe*. In: Werner Hamacher; Winfried Menninghaus (Hrsg.): *Paul Celan*. Frankfurt/M. 1988, S. 31-60, hier S. 37f.

chenden) referenz- und kontextlos aus sich selbst heraus zu einer nur aus ihm selbst entspringenden, nur sich selbst bedeutenden Bedeutung verdichtet:

Er redet nicht, er spricht, und wer spricht, [...] der redet zu niemand, der spricht, weil niemand ihn hört, niemand und Niemand, und dann sagt er. er und nicht sein Mund und nicht seine Zunge, sagt er und nur er: Hörst du? [...] Hörst du, sagt er, ich bin da¹³.

Aufgrund von Heideggers Definition des „Geredes“, dass dieses nämlich ein im beständigen Über-die-Dinge-hinweg-Sprechen sich verselbständigender sprachlicher Akt sei, der darüber seines Gegenstandes verlustig gehe und nicht mehr wisse, wovon die Rede sei, wird „sprechen“ bei Celan zum aus jeder entfremdenden sozialen Umgebung gelösten Akt, der sich sein „Du“, sein Gegenüber und seinen Gegenstand erst im Zuge des „Sprechens“ er-, „spricht“. „Weil niemand ihn hört“, „zu niemand“ mehr gesprochen wird, ist wahre Sprache erst möglich. Und erst aus dieser Sprache und aus ihren negativen Bestimmungen („zu niemand“) ergibt sich die überraschende Möglichkeit eines neuen „Sinns“, der sich aus den sich verdichtenden Wiederholungen der negativen Bestimmungen herauskristallisiert: „niemand“ wird zu „Niemand“ personifiziert und dann sogar zum Gesprächspartner, dem gegenüber das nackte Dasein („ich bin da“) als ein von allen falschen Bedeutungen gelöstes evoziert werden kann.

Damit aber wird Sprache zum Schöpfungsvorgang: „aus dem Nichts etwas hervorzurufen, was sich unvergeßlich zum Gedicht steigert und eine Welt bildet, unabsehbare Wirkungen entläßt, - [...] in dieser Richtung bewegten sich viele Überlegungen.“¹⁴ Ein Schöpfungsvorgang, der die Sprache von den Tücken der Referentialität befreit, existiert das von ihr ins Leben Gerufene doch nicht außerhalb von ihr, so dass es, aus ihr kommend und in ihr bleibend, aufgrund der mangelnden Differenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem in der (es handelt sich ja nur um Sprache, also um Bezeichnung ohne Bezeichnetes) Utopie einer gewaltlos mit sich selbst einigen Identität zu bleiben vermag.

Dass diese Identität jenseits der Differenz zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem zwar funktioniert, aber nur funktioniert, solange sie utopisch referenzlos in der Sprache verbleibt, mithin unfreiwillig die Differenz der Arbitrarität doch wiederholt, da das Fehlen eines Bezeichneten immer noch dessen Fehlen bedeutet, die sich aus sich selbst nährende Bedeutung also nur aufgrund ihrer realen Bedeutungslosigkeit bedeuten kann, ihre eigene außertextlich-reale Bedeutungslosigkeit nämlich, - dass also im Text als in sich sinnvoll nur aufgehen kann, was über den Text hinaus und außerhalb desselben kein anderer „Sinn“ als nur ein artifiziell-fiktionaler zu sein vermag, dies ergibt sich wesentlich aus Adornos negativer Identitäts-Philosophie.

¹³ Celan, *Werke* (wie Anm. 1), Bd. 3, S.171.

¹⁴ Gerhart Baumann: *Erinnerungen an Paul Celan*. Frankfurt/M. 1992, S. 102.

„Identität“ bedeutet für Adorno (u.a.) die Übereinstimmung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem: „Identität wird zur Instanz einer Anpassungslehre.“¹⁵ Nur in der Nicht-Identität, wenn Bezeichnung und Bezeichnetes nicht übereinstimmen, ist nach Adorno Freiheit noch möglich. Freiheit bleibt für Adorno Utopie, „das Andere“, als Unerfülltes aber gegenwärtig als Stachel der Hoffnung in den Brüchen der Identität, in den Widersprüchen zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem:

So hinfällig [...] alle Spuren des Anderen sind, so sehr alles Glück von seiner Widerruflichkeit entstellt ist, das Seiende wird doch in den Brüchen, welche die Identität Lügen strafen, durchsetzt von den stets wieder gebrochenen Versprechungen jenes Anderen.¹⁶

Celan muß deshalb, will er, Adorno folgend, die Bezeichnung auf „das Andere“ hin vom Bezeichneten ablösen, die Bezeichnung aus sich selbst heraus zu ihrer eigenen Bedeutung verdichten lassen, damit sie, referenzlos einer von ihr nicht gemeinten außertextlichen Welt gegenübergestellt, als deren „Anderes“ für sie jene für sie unerreichbare Identität bedeuten kann, deren reale Einlösung die utopische Identität sofort wieder dem Identitätszwang unterwerfen würde.

Wenn nun aber die Grundstruktur der Sprache in der Arbitrarität der Zeichen beruht und diese, um zu funktionieren, in klar voneinander geschiedenen Zeichen gründet, da nur deren Unterscheidbarkeit Eindeutigkeit in der Zuweisung zwischen den Zeichen und den Bezeichnungsobjekten garantiert und nur dann jeder Bezeichnung ein Bezeichnetes zuzuordnen ist, wenn also die Gewalt der Sprache wesentlich auf den von ihr getroffenen Unterscheidungen (also „Diskriminierungen“) beruht, die den Bezeichnungsobjekten die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften zu- und alle anderen abspricht und deshalb nicht anders kann, als kategorisierend (und mithin diskriminierend) zu unterscheiden zwischen den Bezeichnungsobjekten, dann kann eine Sprache, die diesem Sprachsystem gegenüber das „Andere“ repräsentieren will, sich nur darauf gründen, dass sie die Zwangsmonosemierung der Bezeichnungsobjekte aufhebt. Da diese aber der Sprache selbst nicht zugänglich sind, kann diese Auflösung nur durch eine Auflösung der Grenzen zwischen den Sprachzeichen erfolgen:

Sprich -
Doch scheidet das Nein nicht vom Ja.
Gib deinem Spruch auch den Sinn:
gib ihm den Schatten.

¹⁵Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/M. 1966, S.369.

¹⁶Ebd., S.394.

Blicke umher:
 sieh, wie's lebendig wird rings-¹⁷

Seinen „Sinn“ erhält der „Spruch“ aus einem Verstoß gegen alle Regeln der gewohnten Sprach Verwendung: „scheide das Nein nicht vom Ja.“ Beruht das sprachliche System aus arbiträren Worten, auf deren klarer Unterscheidbarkeit voneinander, so ist es genau diese Unterscheidbarkeit, auf deren Verwendung Celan nun zu verzichten auffordert. Damit verliert die Sprache jede Möglichkeit, noch referentiell wirken zu können (und mithin dem bisher Bezeichneten eine seine mindestens soziale Bedeutung formende Bezeichnung zuordnen zu können), sie verliert ihren für die Wirklichkeit verderblichen Wirklichkeitsbezug und wird dazu befreit, ganz ohne Referenz nichts anderes mehr als nur noch ihren eigenen „Sinn“ bedeuten zu können, sich selbst also zugleich ihr eigenes Geschöpf und ihr einziges Thema zu sein.

Sprache muß demnach von aller Referentialität losgelöst und dazu benutzt werden, in und aus ihr eine neue Art von Bedeutungen zu schöpfen, die sich nicht mehr referentiell auf die bisherige Wirklichkeit beziehen, sondern diese ergänzen um das bisher nicht gekannte Leben nur sich selbst bedeutenden Sinns. Nicht umsonst beginnt die letzte Strophe dieses Gedichts mit einer Vision, die sich jeder weiteren Konkretisierung entzieht: Was wird wie warum „lebendig“? Der „Sinn“? Welcher? Wie?

Würde der Dichter Celan nun dem dichtenden Sprachtheoretiker Celan konsequent folgen, so müßten sich anhand seiner Texte zwei Schritte im Wortgebrauch feststellen lassen: Zuerst die Entreferentialisierung¹⁸ und dann die Konstitution neuer Bedeutungen. Tatsächlich jedoch wurde dieses Programm so, wie es bisher erläutert wurde, von Celan nicht wirklich umgesetzt.¹⁹ Die Gründe hierfür sind identisch mit den Gründen für das Programm selbst: Die Verbrechen des ‚Dritten Reiches‘ sind Verbrechen, die nur mit Hilfe von Sprache und sprachlicher Kategorisierung möglich waren. Der Abschied von dieser Sprache jedoch würde den Abschied von der Erinnerung an die NS-Verbrechen und von der Möglichkeit bedeuten, (mit Hilfe sprachlicher Mittel) der Opfer zu gedenken. Ohne Bezeichnungen für Täter und Opfer gäbe es keine Möglichkeit mehr, über sie zu sprechen. Erst die Sprache konstituierende Differenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem ermöglicht es, die Erinnerung an Nicht-mehr-Seiendes in Form eines Zeichens aufzubewahren, dessen Bezeichnetes von der Bezeichnung auch nach dessen Verschwinden immer noch bezeichnet, nun also erinnert wird. „Zwei Sprachauffassungen kreuzen sich in diesem Paradox: extreme

¹⁷ Celan, *Werke* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 135.

¹⁸ Diese betrachtet als die eigentlich zentrale Hauptbewegung in Celans Lyrik Thomas Sparr: *Celans Poetik des hermetischen Gedichts*. Heidelberg 1989.

¹⁹Vgl.: Germinal Rivikov: *Interpretationsprobleme moderner Lyrik am Beispiel Paul Celans*. Amsterdam 1984, S. 144: Anspruch und Umsetzung bei Celan stimmen nicht überein.

Sprachskepsis und ein Setzen auf die Sprache als ein letztes, verzweifeltes Mittel".²⁰

Diese zusätzlich zentrale Aufgabe der Sprache, das „Gedächtnis“, wird von Celan den beiden anderen Aufgaben seiner Sprachkunst (Entreferentialisierung und Sinnkonstitution) mit mindestens gleicher Gewichtung beigeordnet.²¹ Entreferentialisierung kann damit nicht mehr *völlige* Loslösung von *jeder* Referenz bedeuten, Sinnkonstitution muss in den „Sinn“ das „Gedächtnis“ integrieren.²² Das Sprachprogramm also wird durchkreuzt von einer inhaltlichen Bedeutungskomponente, die alle übrigen sprachlichen Bewegungen überleben muss, demnach nie in reiner Gestalt umgesetzt werden kann. Wir werden also niemals einer völlig konsequenten Entreferentialisierung bei Celan begegnen können, sondern nur einer bedeutungswandelnden Textbewegung, deren Ziel es ist, die nicht mehr lebenden Opfer, die in jedem Gedicht Celans im Hintergrund mitzudenken sind, zu überführen in eine neue Bedeutung, einen „Sinn“ von utopischem Charakter. Die Gedichte bewegen sich im Spannungsfeld zwischen alter Referenz und „neuem“ „Sinn“.

Die letzte Strophe des zuletzt behandelten Gedichtes lautet vollständig:

Blicke umher:
sieh, wie's lebendig wird rings-
Beim Tode! Lebendig!
Wahr spricht, wer Schatten spricht.²³

„Ja“ und „Nein“, der „Schatten“ des „Spruches“, die Auflösung der strukturalen Unterscheidungsmerkmale arbiträrer Zeichen erweist sich hier als semantisch doppelbödig, ist damit doch nicht nur poetologisch die Verundeutlichung einer monosemen Bedeutung gemeint, sondern auch das sprechende Erinnern, das Herbeizitiere der schrecklichen Wahrheit, die Erinnerung an den Holocaust mit aller Paradoxie solchen Erinnerns: „Beim Tode! Lebendig!“ sind die Erinnerten dem Erinnernden. Dieser „Sinn“, dieses Erinnern bleibt Celans Textbewegungen immer zutiefst einverschrieben - der „Sinn“, so referenzlos auch immer er in vielen Bereichen sein mag, er birgt immer das Gedächtnis an die, die von keiner

²⁰ Gerhard Neumann: Die „absolute“ Metapher: Ein Abgrenzungsversuch am Beispiel Stephane Mallarmes und Paul Celans. In: *Poetica* 3 (1970), H. 1-2, S. 188-225; hier S. 208.

²¹ Vgl. dazu grundsätzlich John Felstiner: *Paul Celan. Eine Biographie*. Frankfurt/M. 1997.

²² Die bisherige Celan-Philologie ist größtenteils in zwei einander verständnislos gegenüberstehende Lager gespalten: Die einen betonen den Zug zur Entreferentialisierung in Celans Lyrik, die anderen deren Gedächtnisfunktion, als wäre beides nicht gleichzeitig - wenn auch sich selbst widersprechend - möglich. Einen guten Problemüberblick gibt James K. Lyon: Der Holocaust und nichtreferentielle Sprache in der Lyrik Paul Celans. In: *Celan-Jahrbuch* 5 (1993), S. 247-270.

²³ Celan, *Werke* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 135.

Referenz mehr befreit werden können, die ihrer höchstens noch als des letzten Zeichens beraubt werden können, das das Erinnern an sie noch ermöglicht.

ES WAR ERDE IN IHNEN, und
sie gruben.

Sie gruben und gruben, so ging
ihr Tag dahin, ihre Nacht. Und sie lobten nicht Gott,
der, so hörten sie, alles dies wollte,
der, so hörten sie, alles dies wußte.

Sie gruben und hörten nichts mehr;
sie wurden nicht weise, erfanden kein Lied,
erdachten sich keinerlei Sprache.
Sie gruben.

Es kam eine Stille, es kam auch ein Sturm,
es kamen die Meere alle.
Ich grabe, du gräbst, und es gräbt auch der Wurm
und das Singende dort sagt: Sie graben.

O einer, o keiner, o niemand, o du:
Wohin gings, da's nirgendhin ging?
O du gräbst und ich grab, und ich grab mich dir zu,
und am Finger erwacht uns der Ring.²⁴

Die ersten beiden Strophen handeln von der Zwangsarbeit, die Paul Celan ja am eigenen Leibe erfahren hatte, und bestehen in erster Linie aus negativer Referentialität: Die „sie“, die Beredeten, die Opfer zugleich der Beredung und des Zwanges zum „Graben“, werden abgesetzt von den Zuschreibungsmöglichkeiten, die den NS-Opfern noch nachträglich ihre Leiden rechtfertigenden Sinn zuschreiben könnten: „sie wurden nicht weise, erfanden kein Lied.“ Wird hier noch in bloßer Negativität jeder Sinngebungs kitsch abgewehrt, so wird in der dritten Strophe das Zentralmotiv „graben“ auf eine Art und Weise variiert, die es, und hier ist nun Vorsicht geboten, nicht völlig seiner Referentialität enthebt (der Sinn von „graben“ bleibt ja mit der weiteren Verwendung dieses Wortes erhalten), aber sehr wohl den sprachlich-arbiträren Charakter der Tätigkeitsbezeichnung „graben“ hervorhebt (die in der berühmteren und für Celan wohl paradigmatischen Todesfuge ein Befehl war!), folgt sie doch den Mustern schulbuchkonformer Konjugationsübungen („Ich grabe, du gräbst“), in denen Sprache weniger bedeuten als funktionieren soll, reinem „Gerede“ gleicht. Mit dieser Betonung der bedeutungs- und referentialitätsunabhängigen technischen Gebrauchsweise von Sprache beginnt das Zeichen sich vom Bezeichneten loszulösen, Entreferentialisierung tritt ein, ohne den Text zugleich völlig seines Gehal-

²⁴Celan, *Werke* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 211.

tes zu berauben, bleibt im „graben“ doch durch alle Variationen hindurch die Erinnerung an die Opfer der Zwangsarbeit erhalten, ja mehr noch: nichts anderes als sie bleibt erhalten, denn die „Sinn“ aufzwingenden Kontexte, in denen über sie geredet, mit deren Hilfe sie ins „Genicht“ des „Geredes“ hineingeredet werden könnten, sind ja bereits in den ersten beiden Strophen von ihnen hinwegnegiert worden.

Was übrig bleibt ist (vorerst) die paradoxe Gleichzeitigkeit von betont referentialitätsloser Arbitrarität und referentieller Schrumpfbedeutung des Wortes „graben“, beides eingegliedert in ein durch Schulbuchmonotonie, Satzbau und Rhythmik stark musikalisiert wirkendes Textmuster. Das mit verstechnisch geschickt eingebauten metrischen Unregelmäßigkeiten durchsetzte Gedicht ist im wesentlichen daktylisch und wirkt aufgrund der vielen Wiederholungen und der vielen „und's“ wie ein kreiselnder Sog; Parataxis und asyndetische Reihungen bei parallel einfachem Satzbau ermöglichen es dem Leser, unerwartet neu in den Text hereinkommende Elemente wie selbstverständlich hinzunehmen. Auf diese Weise schleichen sich an der Schlüsselstelle zwischen der noch (wenn auch negativ) referentiellen zweiten und der entreferentialisierenden dritten Strophe (zu Beginn eben dieser dritten Strophe) mit „Stille“, „Sturm“ und „Meere“ auf eine abermals schulbuchmäßig technisch wirkende Weise²⁵ Begriffe ein, die den zuvor referentiell eindeutigen Text zunehmend entwirklichen und in einen räumlich sehr weit wirkenden, geographisch natürlich nicht mehr fixierbaren Ahnungsraum aus bloßen Wörtern, nur ihre eigene Bedeutung bedeutenden Zeichen ohne konkret benennbare Referentialität, überführen.

Diese (teilweise) Entreferentialisierung durch sprachtechnische Variation erlaubt es Celan nun, in der Variation unauffällig verborgen, einen grundsätzlichen Perspektivenwechsel durchzuführen: Sind in den beiden ersten Strophen die Grabenden bloße „sie“, also Besprochene, Objekte der Sprache, Opfer von über sie verhängten Bezeichnungsvorgängen, so werden mit der konjugationsähnlichen Variation in der dritten Strophe Subjekte eingeführt, die zuerst wie bloße Schulbuchergänzungen („Personalpronomina“ nennt die übliche Wörterverwertungsdidaktik das wohl) wirken, wie sachlich unerhebliche Laut- und Buchstabenan- bzw. -vorhänge sei aus Gründen sprachsystematischer Schullehrerkorrektheit, sich dann aber in der vierten Strophe als das unerwartet neue, „eigentliche“ Subjekt des letzten Textteils erweisen. Mag dieser Übergang vom anonymen Sprachobjekt zum individualisierten Subjekt eigenen Sprechens auch der Hinwendung vom „Gerede“, Celans eigener Theorie zufolge, zum „Sprechen“ Genüge tun, so bleiben diese plötzlich „sprechendes“ und fühlendes Eigenleben entwickelnden Personalpronomina doch eng an ihr Verb gebunden, sind aus diesem hervorgegangen und ohne dies (vorerst) nicht zu denken: Die Erinnerung an die Opfer, durch die einzelnen Stufen der Entreferentialisierung hindurch noch aufrechterhalten, bleibt Erinnerung an das, was sie zum Opfer gemacht hat, bleibt Gedenken auch der Verbrechen, die in den

²⁵ Das alles wirkt wie eine Übung nach dem Muster: „Fügen sie in den folgenden Satz die Wörter ‚Stille‘ ‚Sturm‘ und ‚Meere‘ unter Verwendung korrekter Artikelformen ein.“

die Opfer bewahrenden Worten mit diesen überleben und so den ursprünglich verbrecherischen Charakter der Worte noch bis in die Zonen neuen „Sinns“ hinein konservieren:

Welches der Worte du sprichst -
du dankst
dem Verderben.²⁶

Vorerst. Denn die entreferentialisierende Konjugationsbewegung, in der vierten Strophe bis zur Vertauschbarkeit ihrer Glieder variiert und damit weiter entreferentialisiert²⁷, erlaubt die Einführung einer die beiden Personalpronomina verbindenden Richtung des „Ich“ zum „Du“, die im letzten Vers beide zum „Wir“ vereint, nicht ohne die Schulbuchkorrektheit zu diesem Zeitpunkt bereits hinter sich gelassen zu haben, erweist sich die Formel „grab mich dir zu“ doch als schulbuchgrammatisch unmögliche Form des schulbuchgrammatisch nicht existierenden Wortes „sich jmd. zugraben“. Mit dieser neuerlichen Variation aber wird das „wir“, aus den Abwandlungen des Wortes „graben“ hervorgegangen, zum sich ganz aus seinem eigenen Zeichencharakter nährenden Bedeutungsträger, referentiell nur noch gebunden an die Opfer der NS-Verbrechen, aufgeladen aber bereits mit einem darüber hinausweisenden utopischen „Sinn“ fern aller Referenz.

Der wird, nach einem bereits bekannten Muster, schon vorbereitet im ersten Vers der vierten Zeile: „O einer, o keiner, o niemand, o du:“ Der Vokativ schafft sich durch die Negation seiner Ansprachefunktion in der Anrede von „keiner“ und „niemand“, also durch die bloße Ausübung dieser Funktion sein aus „keiner“ und „niemand“ hervorgehendes „du“, aus der Referenzlosigkeit den Sinn einer referenzlosen Ansprache eines referenzlosen Gegenüber, das, als „du“ in das „wir“ mit eingehend, zum „Sinn“ des „wir“ wesentlich beiträgt.

Dieser „Sinn“ ist dem „wir“ einer, der ihm zukommt, ihm „erwacht“, ohne dass dieser Bewegung noch ein „woher?“ entnehmbar wäre. Mit dem „Ring“ gebraucht Celan eine in die übrige Semantik dieses Gedichtes nun überhaupt nicht mehr hineinpassende Wortfigur, die beliebige Assoziationen auslösen kann, sich der Bewegung („dir zu“), die die „wir“ überhaupt erst konstituiert, in einem parataktisch gleichwertigen Satz beigesellt und sie so auf einem Weg begleitet, der kein „wohin?“ mehr kennt. Alles führt in undeutliche Räume freier Referenz und

²⁶ Celan, *Werke* (wie Anm. 1), Bd. L.S. 129.

²⁷ Eine Konjugation, in der die (zumindest angeblich) „richtige“ Reihenfolge nicht mehr eingehalten wird, und die in der Wiederholung ihre Glieder austauscht wirkt wie ein von seinem Sinn sich entfernendes, auswendig gelerntes „Gerede“, dem mit der Aufmerksamkeit auf das Besprochene auch die auf die Sprache verloren geht, so dass, anhand keiner Referenz mehr überprüfbar, die Glieder des „Geredes“ sich vertauschen, ohne dass in der Sinnlosigkeit des „Geredes“ dem dadurch entstehenden Unsinn abgeholfen werden könnte. Dieser entreferentialisierende Unsinn aber ist für Celans Weg von der Referentialität zu einem neuen „Sinn“ eine unverzichtbare Zwischenstufe.

gewonnenen Sinns, zusammengehalten von der Erinnerung, die das „graben“ als einzigen konstanten Bedeutungsträger des Gedichtes am Leben erhält. Damit aber sind die „wir“ keiner ihnen fremden Bezeichnung mehr untergeordnet, ihr Weg ist vom Leid geprägt, aber offen, weil von den Zwängen einer Sprache befreit, die (bzw. deren Verwender) zu ihrem Leid ursächlich beitrug(en), offen für Identität ohne Identitätszwang, fast ohne Referenz. Fast. Denn selbst noch im Versuch, Identität ohne Identitätszwang schreibend zu evozieren, schwingt - mit dem Gedächtnis an die Opfer - der Identitätszwang fühlbar mit, der das Bedürfnis, von ihm befreit zu sein, erst auslöst.